

Das Buch

Die Entdeckung der Neandertalerknochen 1856 sorgt in der pietistischen Kleinstadt Elberfeld für Aufsehen. In jener Zeit träumen auch die beiden Freundinnen Rosalie und Dorothea von einem Leben jenseits der strengen Tabus ihrer Erziehung. Und tatsächlich: Rosalie beginnt als Apothekersgehilfin zu arbeiten, während Dorothea heimlich in der Leihbücherei aushilft. Doch schon bald sind beide in leidenschaftliche Affären verstrickt. Und nicht alle in der Stadt sind damit einverstanden, dass Frauen ihre eigenen Wege gehen.

Hundertfünfzig Jahre später stößt ein archäologisches Forscherteam erneut auf Knochen. Nora, eine Expeditionsteilnehmerin, findet bei dem Skelett ein Medaillon. Je mehr sie über das Schmuckstück herausfindet, desto enger scheint ihr Schicksal mit dem der Toten verknüpft.

Pressestimmen

»Lebendig, leidenschaftlich, einfühlsam und bestens recherchiert.«

Rheinische Post über »Die Protestantin«

Die Autorin

Gina Mayer, geboren 1965 in Ellwangen, arbeitet als Werbetexterin. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in der Nähe von Düsseldorf. Ihr im Diana-Verlag publizierter Romanerstling »Die Protestantin« spielt im 19. Jahrhundert und verknüpft drei lebendig erzählte Frauenschicksale mit der historischen Figur des protestantischen Pfarrers Theodor Fliedner. Auch ihr zweiter Roman entführt in die Vergangenheit, diesmal an den Fundort des Neandertalers, ins Zeitalter Darwins. Wieder sind die Protagonistinnen zwei Frauen, die in einer aufregenden Zeit großer gesellschaftlicher Umbrüche ihre eigene Individualität zu behaupten lernen.

Lieferbare Titel

»Die Protestantin« (978-3-453-35140-0)

GINA MAYER

Das Medaillon

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Originalausgabe 09/2007

Copyright © 2007 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Barbara Raschig

Herstellung | Helga Schörnig

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München – Zürich, Teresa Mutzenbach unter Verwendung der Fotos von:

© Charles Green/The Bridgeman Art Library/Getty Images (Foto unten)

Foto oben: © AKG Images

Trotz intensiver Bemühungen gelang es in diesem Fall nicht, den Rechteinhaber des Fotos festzustellen. Der Verlag bittet diesen oder eventuelle Rechtsnachfolger, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Er verpflichtet sich, rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.

Satz | C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-453-35176-9

www.diana-verlag.de

*Wer bin ich? Asche, Staub und Koht
O grosser Herr! Das weistu woll;
Wer bin ich? Von Natur im Tod,
Ich bin das nicht, was ich seyn soll;
Und dennoch kommst du zu mir gehen
Mir als Erlöser beyzustehen?*

JOACHIM NEANDER
(1650–1680)

DEZEMBER 1907, CLEVELAND, OHIO

Alle anderen Gäste saßen in Gruppen zusammen, nur die alte Frau hatte einen Tisch für sich allein an einem der hohen Fenster, die auf den Eriesee hinausgingen. Die warme Wintersonne ließ ihr weißes Haar hellblond erscheinen und überstrahlte ihre Gesichtshaut, sodass sie ganz glatt erschien. Sie las.

So hat Großmutter ausgesehen, als sie eine junge Frau war, dachte June. Sie blieb am Eingang stehen, um sie in Ruhe betrachten zu können, aber im selben Moment hob die alte Frau den Kopf, als ob sie ihren Blick gespürt hätte. »Da bist du ja endlich.« Sie faltete ihre Zeitung zusammen und wies auf den freien Stuhl neben ihrem. »Was darf ich dir bestellen?«

»Eine Limonade.« June zog ihre Jacke aus und hängte sie über die Lehne des Stuhls, bevor sie sich niederließ. »Hast du lange gewartet?« Sie war in der Stadt gewesen und hatte Besorgungen gemacht, darüber hatte sie die Verabredung mit ihrer Großmutter am See fast vergessen.

Die alte Frau hob die Achseln und rührte ein Stück Zucker in ihren Tee.

»Was liest du?«, fragte June.

»Die Nachrichten.«

»Gibt es etwas Neues?«

»Die Welt wird immer feindseliger. Russland verstärkt nun die Franzosen an der Seite Englands. Ganz Europa verbündet sich gegen Deutschland.« Sie seufzte und strich mit der flachen Hand über ihre Augen. Plötzlich sah sie nicht mehr jung aus, sondern sehr alt.

»Hast du Angst um dein Heimatland?«, fragte June.

Ihre Großmutter lachte. »Mein Heimatland. Das ist so ein großes Wort. Deutschland hat sich sehr verändert, seit ich es damals verlassen habe.«

»Aber du sorgst dich dennoch. Dass es Krieg gibt«, beharrte June.

Die alte Frau blinzelte und blickte mit schmalen Augen über die funkelnde Oberfläche des Sees. »Sicher«, sagte sie, aber sie wirkte plötzlich geistesabwesend, als ob ihre Gedanken schon ein Stück weiter gegangen wären. Dann drehte sie die Zeitung um und tippte mit dem Zeigefinger auf eine der Meldungen auf der letzten Seite. »Hier, siehst du das?«

»Urmensch in Deutschland entdeckt«, begann June zu lesen. »Die ältesten menschlichen Überreste der Welt sind im Oktober 1907 in einer Kiesgrube nahe der deutschen Stadt Heidelberg gefunden worden. Ein Sandgräber entdeckte einen sehr kräftig gebildeten menschlichen Unterkiefer mit vollständiger Bezahnung. Dieses Fragment des sogenannten Homo heidelbergensis wird von der Wissenschaft als das bisher älteste Fundstück einer primitiven Übergangsform zwischen Mensch und Affe bewertet.«

Achselzuckend schob sie die Zeitung wieder zu ihrer Großmutter zurück. »Für archäologische Ausgrabungen konnte ich mich noch nie erwärmen.«

Aber die alte Frau hatte ihr gar nicht zugehört, sie strich gedankenverloren über die Zeitungsseite, während sie hinaus auf den See blickte, als gäbe es dort draußen etwas zu sehen, das von ungeheurer Bedeutung für sie war, etwas, das June nicht sehen konnte.

»Was ist denn, Großmutter?«, fragte June. Ihre Stimme klang ein bisschen ungeduldig.

»Einmal«, sagte die alte Frau langsam. »Einmal haben wir uns über diese Frage fast entzweit. Ob es einen fossilen Menschen gibt. Und nun schreiben sie so nebenbei von Übergangsformen zwischen Mensch und Affe, als ob es nichts Besonderes wäre. Aber damals war es ein Eklat. Und es ist gar nicht lange her.«

»Wer hat sich fast entzweit?«, fragte June. »Sprichst du von dir und Großvater?«

Die alte Frau sah hinaus auf den See und antwortete nicht.

1. KAPITEL

»Die horizontal übereinanderliegenden Lager, die verschiedenen gefärbten und aus verschiedenartigen Stoffen gebildeten Schichten zeigen uns in grandiosen Schriftzügen die Geschichte der Vergangenheit. Die großen Erdkrisen scheinen daselbst von Gottes Hand verzeichnet zu sein. Hier fangen die Beweise an. Sie sind unwiderleglich, wenn es sich ergibt, daß das Werk des Menschen, das wir suchen, dieses Kunstprodukt, von dem ich behaupte, daß es dort liegt, sich eben daselbst schon seit der Ablagerung der Schichten befindet.«

Aus einem Vortrag von Boucher de Perthes vor der Pariser Akademie, 1839

Rosalie!« Doktor Kuhns dünne, ein wenig klagende Stimme folgte ihr die enge Gasse hinunter bis an die Ecke zur Hauptstraße. Sie blieb stehen und schaute zurück zum Haus, aber ihr Vater war nirgends zu sehen. Das Fenster zu den Praxisräumen stand offen. Sie zögerte einen Moment lang, dann kehrte sie um.

Er beugte sich aus dem Erdgeschossfenster auf die Straße herunter, in seiner ausgestreckten Hand wedelte ein Zettel hin und her. »Sei so gut und schau nach dem Markt noch in der Apotheke vorbei, besorg mir die Tinkturen, ich brauche sie hernach dringend.« Die blauen Augen hinter den konvexen Brillengläsern waren riesig und sahen wässrig aus wie seltsame Meeresfische. Sie nickte kurz und steckte das Rezept in eine Schürzentasche. »Ich bin aber nicht vor einer Stunde zurück.«

Sie hörte ihn noch etwas murmeln, während er ihr schon den Rücken zukehrte, das Gesicht dem nächsten Patienten zugewandt.

Der ganze Sommer 1856 war verregnet gewesen, auch jetzt im August war der Himmel bedeckt, es war viel zu kühl für die Jahreszeit. Sie fröstelte in ihrem dünnen Sommerkleid, als sie die Tür zur Apotheke aufstieß. Die Glocke oben am Türrahmen klingelte schrill. Der Laden war leer, wahrscheinlich war der alte Rinstermann oben in den Räumen, die er allein bewohnte. Es würde eine Weile dauern, bis er die Stufen heruntergehumpelt wäre und noch länger, bis er mit seinen zittrigen, arthritischen Händen die Tinkturen zusammengemischt hätte. Rosalie fragte sich manchmal, ob er überhaupt noch in der Lage war, die einzelnen Einheiten genau zu bemessen.

Wie immer, wenn sie in der Apotheke war, begann ihr Herz schneller zu schlagen, während ihre Augen an den vertrauten Holzregalen entlangglitten, auf denen Seite an Seite weiße Porzellangefäße standen, darunter honigfarbene Glastöpfe mit weißen Etiketten, sorgfältig beschriftet mit lateinischen Namen in hellblauer Schrift. Ein Schrank mit quadratischen Schubfächern, und hinter jedem halbrunden Messinggriff lag ein Geheimnis, das Heilung versprach oder den Tod brachte, je nach Art der Anwendung.

Die Küche der Medizin nannte ihr Vater die Apotheke. Rosalie, die die Apotheke mit allen ihren Rätseln liebte, empfand das als verächtliche Herabsetzung.

Auch heute, obwohl sie so in Eile war, atmete sie den halb bitteren, halb minzigen Geruch ein, der aus dem Nachbarraum drang, wo die Arzneien und Salben gemischt wurden, und schloss die Augen und stellte sich vor, dass es ihr Reich wäre, diese Apotheke, dass sie es wäre, die ihrem Vater die Tinkturen zusammenrührte und Pflaster strich.

»Ist Ihnen nicht recht gut?« Das war nicht die Stimme des alten Rinstermann. Rosalie riss die Augen auf. Hinter der Ladentheke stand ein junger Mann. Weißer Mantel, dunkle, halblange Haare, Bart. Er war ein Stück größer als sie, das gefiel ihr. »Wo ist Herr Rinstermann?«, fragte sie.

Er lächelte. »Er hat sich zur Ruhe gesetzt, hat die Apotheke verkauft und ist nach Düsseldorf gezogen zu seiner Nichte.«

So plötzlich, dachte sie. In der vergangenen Woche hatte er ihr noch eine Salbe gegeben und keinen Ton davon gesagt, dass er sein Geschäft aufgeben wollte. Aber er war immer schweigsam gewesen, der alte Apotheker.

»Und Sie sind sein Nachfolger«, sagte sie und merkte, wie ihre Stimme mit jedem Wort an Höhe verlor. Irgendwo, ganz tief in ihrem Inneren, stellte sie fest, hatte sich absurderweise ein Rest Hoffnung verborgen, dass sie selbst nach Rinstermanns Abgang die Apotheke übernehmen könnte. Ganz ohne Lehrjahre, ohne Universitätsstudium, ohne Wissen und Kenntnisse. Es war ein dummer, ein unsinniger Gedanke gewesen, und sie schämte sich plötzlich dafür, obwohl niemand davon gewusst hatte, nicht einmal sie selbst.

»Aron Minter«, sagte der Mann, sie sah ihn überrascht an, dann wurde ihr bewusst, dass er sich vorgestellt hatte.

»Und Sie?«, fragte er.

»Rosalie«, sagte sie. »Rosalie Kuhn.«

Der Name war ein Fluch. Ihre Mutter hatte ihn ausgesucht, vielleicht weil er sie an irgendjemanden, an irgendetwas erinnert hatte. Was immer es war, sie hatte es Rosalie nicht mehr mitteilen können. Sie war gestorben und hatte nicht miterlebt, wie ihre einzige Tochter heranwuchs und sich in ihrer Entwicklung immer weiter von ihrem Namen entfernte. Nun war sie neunzehn Jahre alt, muskulös, kräftig gebaut und dunkelhaarig. Im Winter, wenn ihre Haut hell und durchscheinend war, zeichnete sich auf ihrer Oberlippe ein schwarzer Schatten ab wie die Vorahnung eines Bartes. Die Jungen in der Volksschule hatten sich schon damals darüber lustig gemacht, aber nur heimlich und hinter ihrem Rücken, denn Rosalie war stark, niemand legte sich gerne mit ihr an.

Nachdem sie ihren mädchenhaften Namen ausgesprochen hatte, musterte sie den neuen Apotheker voller Misstrauen, aber

er schien den Widerspruch zwischen ihrer Erscheinung und ihrem Namen nicht zu bemerken.

»Was kann ich für Sie tun?«

Sie reichte ihm den Zettel mit den Verschreibungen, er las und nickte und verschwand dann im Nebenraum. »Doktor Kuhn, ist das Ihr Mann?«, fragte er, als er ihr die drei Fläschchen mit den Tinkturen über die Ladentheke reichte.

»Mein Vater«, entgegnete sie und lächelte. Im gleichen Moment begann jemand im Stockwerk über der Apotheke zu hämmern, es klang laut und wütend, als schläge jemand mit einem harten Gegenstand auf den Boden. Sie sah den Apotheker fragend an, aber er hatte den Blick zur Decke gerichtet und wirkte mit einem Mal voller Sorge, vielleicht hatte er Angst, dass sie einstürzte.

»Nun denn, wir werden uns künftig noch des Öfteren begegnen.«

Er richtete die Augen wieder auf sie, lächelte verwirrt und kam hinter der Theke hervor, um die Tür für sie zu öffnen.

»Der alte Rinstermann hat also verkauft«, sagte ihr Vater und nickte langsam, während er einen Löffel gestampfte Kartoffeln im Mund versenkte. »Ja richtig, er hat davon gesprochen, es war wohl auch an der Zeit, lange wäre es sicher nicht mehr gut gegangen mit ihm. Und der Neue, sein Nachfolger, wie ist er?«

»Er wirkt recht angenehm.« Rosalie versuchte sich an den Namen des jungen Apothekers zu erinnern. Minster. Mindner. Oder so ähnlich.

»Nun, er wird mir sicherlich seine Aufwartung machen in den nächsten Tagen.« Ihr Vater schenkte sich ein Glas Bier ein, nahm einen kräftigen Schluck und wischte sich dann mit dem Handrücken den Schaum von der Oberlippe, der sich wie ein weißer Flaum auf seinen dunklen Bart gelegt hatte.

»Heute Abend erwarte ich übrigens Fuhlrott. Er war vorhin in der Praxis und hat seinen Besuch angekündigt.«

Dr. Fuhlrott wohnte nur ein paar Häuser weiter auf der Laurentiusstraße und er unterrichtete Naturkunde an der Höheren Bürger- und Realschule in Elberfeld. Auch ihm war vor drei Jahren die Frau gestorben, aber ihn hatte es noch schlimmer getroffen als Kuhn, statt nur mit einer war er mit sechs Töchtern zurückgeblieben, von denen die jüngste heute gerade einmal acht Jahre alt war. Vielleicht lag es an dieser Menge an eigenen Töchtern, dass er Rosalie, die im gleichen Alter war wie seine Zweitälteste, immer nur mit höflichem Desinteresse behandelte. Als wäre sie Luft.

Die beiden Doktoren – wie sie die Nachbarn nannten – waren schon viele Jahre befreundet, sie teilten die Leidenschaft für die Naturwissenschaften, die Zoologie, die Geologie und die Botanik, das Interesse an allem, was erforschbar war und logisch. Sie trafen sich ein- oder zweimal die Woche, und Rosalie, die stets dabeisaß, wenn sie zusammenkamen und miteinander redeten, sog die Dinge, über die sie diskutierten, in sich auf. Fuhlrott, der mit den Steinbruchbesitzern der ganzen Umgebung bekannt war, wurde von ihnen mit Knochen versorgt, die beim Abbau zutage kamen, viele davon waren nur wenige Jahre alt und wertlos, andere wiederum bezeichnete der Doktor als »Fossil«, und ihr Zustand und ihre Beschaffenheit ermöglichten Rückschlüsse auf das Aussehen, das Wesen der Arten in vorsintflutlichen Zeiten. Rosalie malte sich immer aus, wie die Erde vor der Sintflut ausgesehen haben mochte, mit Eis bedeckt und von riesigen, bizarren Lebewesen bevölkert. Es fiel ihr schwer, diese Vorstellung mit Noahs Arche in Verbindung zu bringen, denn wie hätten all die eigentümlichen Tiere, die Nashörner und Hyänen und Auerochsen, auf ein einziges Schiff passen sollen – und sei es auch noch so groß. »Meiner Ansicht nach hat die Sintflut in ihrem alttestamentarisch beschriebenen Ablauf nie stattgefunden«, sagte ihr Vater, als sie ihn danach fragte. »Es ist ein Sinnbild, eine Parabel, keine wissenschaftliche Beschreibung.« So etwas sagte er jedoch nur zu ihr und selbst dann senkte er die Stimme,

sodass sie genau hinhören musste. Mit seinem Freund Fuhlrott sprach er niemals über solche theologischen Fragen, sie hielten sich an naturwissenschaftliche Fakten.

Gegen sieben läutete es. In der Erwartung Fuhlrotts mit seinen zerzausten Haaren über der hohen Stirn öffnete Rosalie die Haustür, aber dann stand ihr ein großer, junger Mann mit dunklen Locken und kräftigen Augenbrauen gegenüber, den sie schon einmal gesehen hatte, vor Kurzem noch, sie konnte sich nur nicht erinnern, wo das gewesen war.

»Minter«, sagte er. »Aron Minter.«

»Ach. Der neue Apotheker.«

»Ich wollte mich Ihrem Herrn Vater gerne einmal vorstellen, so es nicht schon zu spät dafür ist«, meinte er und blinzelte dabei nervös über ihre Schulter ins Dunkel des Hausflurs, als erwarte er den Doktor dort jeden Augenblick.

»Nein, nein. Kommen Sie ruhig herein, mein Vater hat sie ja schon erwartet.«

Sie führte ihn durch den Flur und die Treppe hinauf bis ins Kaminzimmer, das groß und düster neben der Küche lag. Ihr Vater saß in seinem Lehnstuhl, er hatte ihnen den Rücken zugekehrt und las. »Fuhlrott, alter Knabe!«, rief er ohne aufzusehen. »Gibt es Neuigkeiten aus der Urzeit?«

»Es ist Herr Minter«, sagte Rosalie schnell. »Von der Apotheke.«

Ihr Vater blickte auf, das Lächeln, das Fuhlrott gegolten hatte, verschwand aus seinem Gesicht, aber als er die verlegene Miene des Besuchers sah, erhob er sich und kam ihm entgegen. Dann klingelte es wieder, und Rosalie ging, um die Tür zu öffnen, und dieses Mal war es wirklich Fuhlrott. Der kümmerte sich gar nicht um den fremden Gast, sondern nahm gleich in seinem gewohnten Sessel am Fenster Platz, griff nach dem Bierkrug, den Rosalie schon für ihn hingestellt hatte, und nahm einen großen, durstigen Schluck.

Doktor Kuhn stellte ihm den Apotheker vor, der die Gelegenheit nutzen wollte, um sich zu verabschieden.

»Nicht doch, nicht doch«, sagte Fuhlrott und lächelte sein schmales Lächeln, bei dem er seinen rechten Mundwinkel immer ein wenig tiefer zog als den linken. »Gehen Sie nicht. Jedenfalls nicht meinetwegen.«

»Setzen Sie sich zu uns und trinken Sie einen Schluck mit uns«, meinte auch Doktor Kuhn und warf Rosalie einen schnellen Blick zu, der sie ärgerte. Sie ging dennoch in die Küche, holte noch einen Krug und stellte ihn dem Apotheker hin, der sich inzwischen aufs Sofa gesetzt hatte, ein wenig abseits von den beiden Herren, genau an die Stelle, an der sie selbst für gewöhnlich saß. Er nickte kurz, als sie ihm Bier einschenkte, und wirkte dabei, als sei er lieber an einem anderen Ort.

»Ich habe heute ein Schreiben erhalten von Pieper aus Mettmann«, sagte Fuhlrott zu Kuhn, ganz so als ob der Apotheker nicht mehr da wäre.

»Der Steinbruch-Pieper? Was hat er denn diesmal?«

»Wieder Knochen. Er schreibt von den Resten des Bären, auf die er gestoßen sein will.«

»Das wäre in der Tat phänomenal, wenn er dir zu dem Zahn jetzt das Gerippe nachlieferte.«

»Phänomenal, aber nicht sehr wahrscheinlich. Der Bärenzahn wurde bereits vor Monaten gefunden, inzwischen wird an einer ganz anderen Stelle abgebaut. Sollte es sich also wirklich um dasselbe Tier handeln, so müssten dem Bären zuerst die Zähne aus dem Maul gefallen sein, bevor es sich dazu entschließen konnte, sich zum Sterben niederzulassen.«

Kuhn lachte und prostete dann Minter zu, der seinen Krug hob und zaghaft zurückprostete.

»Dr. Fuhlrott betreibt Untersuchungen an altertümlichen Gebeinen und Gestein«, erklärte Rosalie, die sich neben den Apotheker gesetzt hatte, nachdem sie den Korb mit der zerschlossenen Wäsche hinter dem Sofa hervorgeholt hatte.

»Interessieren Sie sich für die Erdgeschichte?«, fragte Fuhlrott. Seine Stimme klang mit einem Mal streng. Wie ein Schulmeister, dachte Rosalie und bemerkte, dass sich Minter neben ihr unwillkürlich ein Stück aufrichtete.

»Sicher«, sagte er und fuhr dann schnell mit der Unterlippe über die Oberlippe, als wolle er einen unsichtbaren Bierrest weg lecken. »Ich habe mich ein wenig damit beschäftigt. Gleichwohl sind meine Kenntnisse mangelhaft ...«

»Da geht es Ihnen nicht viel anders als uns«, unterbrach ihn Fuhlrott, »und dem Rest der Wissenschaft. Alles was länger als die 1850 Jahre zurückliegt, die unsere lächerliche Zeitrechnung umfasst, verschwimmt in einem Nebel des Unwissens, der immer dichter wird, je weiter wir uns zurückbewegen. Hier und da stoßen wir auf ein paar Knochenreste oder den Abdruck von Weichtieren und Pflanzen im Gestein und ziehen daraus unsere Rückschlüsse auf Gottes Schöpfung.«

»Gerade deshalb ist es beachtlich, welche umfassende Erkenntnis die Forscher aus dem Wenigen gewinnen. Ich habe in Nürnberg, wo ich studiert habe, die Rekonstruktion eines Mammutschädels aus der Vorzeit gesehen, er wirkte so ganz und gar lebendig, erschreckend wirklich«, sagte Minter.

»Ja, es waren furchterregende Geschöpfe, die damals die hiesigen Wälder bewohnten, ob Mammut oder Höhlenbär oder Auerochse, gigantisch in ihren Ausmaßen und unvorstellbar in ihrer Kraft«, pflichtete Kuhn ihm bei.

»Und dennoch haben sie ihren Platz auf der Erde geräumt für Nachfolger, die weit kleiner, weit schwächer sind«, meinte Fuhlrott. »Der Braunbär ist ein Zwerg im Vergleich zu seinem Vorfahr, der Elefant in seiner Größe ein Winzling neben dem Mammut ...«

»... Ganz zu schweigen von den braven Ochsen, die uns heutzutage die Pflüge über die Felder ziehen«, fiel Kuhn ihm ins Wort.

Rosalie schob ihre Stopfnadel durch die Fäden, die sie quer über das Loch im Strumpf gespannt hatte, einmal darüber, ein-

mal darunter, ein festes und sicheres Gewebe. »Wie kommt das?«, fragte Minter neben ihr und sprach damit aus, was sie soeben gedacht hatte. »Was ist Ihrer Meinung nach der Grund dafür?«

»Nun, vermutlich sind die urzeitlichen Arten immer wieder durch verschiedene Naturkatastrophen vernichtet worden, durch gigantische Erdbeben, Vulkanausbrüche, Fluten, wie in der Bibel beschrieben«, sagte Fuhlrott.

»Und dann haben sich neue Arten gebildet? Sozusagen aus dem Nichts?«, fragte Minter. Rosalie warf ihm einen Blick zu. Er wirkte jetzt überhaupt nicht mehr verunsichert, sein Oberkörper war leicht nach vorn gebeugt und seine Augen schmal vor Neugierde.

»Das ist meine Meinung«, nickte Fuhlrott. »Alte Arten wurden vernichtet, neue Arten von Gott geschaffen.«

Minter ließ seinen Oberkörper wieder gegen die Sofalehne sinken und stieß dabei Luft durch die Nase, es klang fast ein wenig verächtlich.

»Sind Sie anderer Ansicht?«, fragte ihn Fuhlrott sofort. Der Apotheker zuckte mit den Schultern. »Ich finde jene Theorie überzeugender, die besagt, dass sich alle Lebewesen, die Tiere, aber auch die Pflanzen, mit den Jahrtausenden stetig verändert haben. Sie sind gewachsen oder geschrumpft, wie es die Umstände, die Lebensverhältnisse erfordert haben.«

»Aber was sollte sie dazu gebracht haben, sich zu verändern?«, mischte Kuhn sich nun wieder ein.

Minter lächelte. »Nehmen wir einmal an, Sie schließen morgen Ihre Praxis und gehen in den Wald und werden Holzfäller.«

»Das wäre ein mühseliges Brot«, erwiderte der Arzt.

»Richtig. Weshalb?«

»Ich bin die körperliche Anstrengung nicht gewohnt.«

»Was also würde geschehen?«

Kuhn zuckte mit den Achseln. »Worauf wollen Sie hinaus? Ich würde schnell ermüden und früher oder später elendig verhungern.«

»Oder aber, Sie gewöhnen sich an die Arbeit, werden mit jedem Tag stärker und kräftiger und bilden Muskeln aus. Sie verändern sich.«

»Aber Auerochse, Mammut und Bär sind nicht größer geworden, sondern kleiner.«

»Vielleicht wurde die Nahrung knapper, und sie sind nach und nach zusammengemagert. Was immer es war, die veränderten Lebensumstände haben sie dazu gebracht, sich zu entwickeln.«

»Und diese Veränderung wird weitergegeben von einer Generation zur anderen?«, fragte Kuhn skeptisch. »Zeugt ein Holzfäller automatisch auch einen kraftstrotzenden Sohn?«

Fuhlrott zog seine Pfeife hervor und begann sie langsam mit Tabak zu stopfen, worauf der Apotheker eine flache Blechdose aus der Tasche holte, sie aufklappte und eine Zigarette herausnahm. Rosalie zog ihre Nadel durch den letzten schmalen Schlitz zwischen gestopftem und intaktem Strumpfgewebe.

»Chevalier de Lamarck sagt, dass Fähigkeiten und Kenntnisse von den Eltern an die Kinder weitergegeben werden, so beide Elternteile darüber verfügen«, sagte Minter, während er sich die Zigarette zwischen die Lippen klemmte. Kuhn zuckte mit den Schultern, er schien nicht überzeugt.

»Aber wann ist dieser Prozess der Veränderung Ihrer Meinung nach abgeschlossen?«, fragte Fuhlrott, wobei er mit einem Mundwinkel lächelte, während der andere nach unten wies. »Wann haben die Arten und Rassen, die Pflanzen und Tiere und auch wir Menschen ihre vollkommene Form erreicht?«

»Nie«, sagte Minter. Er zog an seiner Zigarette und stieß dann weißen Rauch aus, durch den Mund und durch die Nasenlöcher. »Dieser Prozess ist niemals abgeschlossen. Alles geht immer weiter.«

Jeden Morgen um neun sah Rosalie ihre Freundin Dorothea Leder. Sie trafen sich an der Pumpe am Königsplatz, der genau

in der Mitte zwischen ihren Häusern lag. Dann hatten sie zehn Minuten Zeit zum Reden, manchmal auch eine Viertelstunde, nicht viel, aber besser als gar nichts.

Heute wartete Dorothea schon, als Rosalie von der Laurentiusstraße in die Gasse einbog, die große Kanne und den Zinkeimer unter dem Arm. Dorothea war wie Rosalie neunzehn Jahre alt, aber mit ihrem runden Kindersicht, den roten Wangen und dem langen Haar, das sie immer zu einem Zopf geflochten trug, wirkte sie viel jünger.

»Kommst du endlich«, rief sie, als sie Rosalie erblickte und klang dabei etwas atemlos, obwohl sie gewartet hatte. »Ich muss gleich los, Hermann hat das Fieber, und ich kann ihn nicht lange allein lassen, aber etwas muss ich dir doch erzählen!«

»Was gibt es denn?« Rosalie stellte ihre Gefäße neben die vollen Eimer der Freundin. Dorothea sah sie an, und dann senkte sie plötzlich den Blick, als schäme sie sich.

»Was ist?«, fragte Rosalie und merkte plötzlich, wie ihr Herz schneller schlug.

»Herr Kirschbaum hat mich gestern gefragt«, begann Dorothea, und Rosalie wurde wieder ruhiger. Sie kannte Herrn Kirschbaum. Wenn es um ihn ging, war es mit Sicherheit nichts Leidenschaftliches. Dorothea dagegen schaute sich nervös um. Auf der anderen Seite des Platzes machte sich die neue katholische Laurentiuskirche breit wie ein antiker griechischer Tempel, mit rosaroten Mauern, massivem Schiff, blaugrünen Türmen. Ein paar Schritte von ihnen entfernt, an der Pumpe, standen zwei Frauen, die sie aber nicht beachteten. »Er hat mich gefragt, ob ich für ihn arbeiten will«, beendete sie dann den Satz mit gedämpfter Stimme.

»In der Bücherei?« Herrn Kirschbaum gehörte die Leihbibliothek auf der Alten Freiheit, gleich hinter der Reformierten Kirche, und Dorothea war seine beste Kundin. Beinahe täglich kam sie vorbei und lieh sich Bücher aus, die neuesten Romane und die alten Klassiker, wissenschaftliche Werke und Gedichtbände,

Dramen und sogar Lieder- und Bilderbücher. Sie las, wann immer sie ein wenig Zeit dafür fand, während die Kartoffeln auf dem Herd kochten, während das Plätteisen sich aufheizte, während ihr jüngster Bruder auf dem Topf saß, sie las nachts, beim Schein der Öllampe. Bücher waren ihre Welt, hinter der alles andere zurücktrat, ihre Eltern, ihre jüngeren Geschwister, selbst Rosalie.

»Was sollst du denn für ihn tun?«

»Ihm zur Hand gehen, bei der Ausleihe, bei der Buchhaltung, bei allem, was anfällt. Ich würde ein paar Groschen verdienen und die Ausleihgebühr würde er mir ebenfalls erlassen!«

»Allein damit würdest du ein wahres Vermögen sparen! Aber meinst du, dass deine Leute ...?«

»Bist du von Sinnen?« Dorotheas Gesicht, das eben noch voller Aufregung gewesen war, verschloss sich von einer Sekunde auf die andere. Sie zuckte mit den Schultern. »Vater würde mich eher aus dem Haus jagen, als es zu erlauben.«

Die Leders waren Pietisten, sie gehörten der Niederländisch-reformierten Gemeinde an, die sich vor neun Jahren unter der Leitung des Pastors Kohlbrügge von der offiziellen reformierten Kirche abgespalten hatte. Oben in der Deweerthstraße hatten sie ihre eigene Kirche und ein Pastorat gebaut, dorthin pilgerten die Leders nun jeden Sonntag, jeden Feiertag und oft auch unter der Woche.

Für die Leders waren Gott und seine Gebote das Gerüst, das ihrem Leben Halt gab und ihrem Denken eine Grenze setzte. Rosalie, die daran gewöhnt war, dass man immer alles anzweifelte und überprüfte – Fragen sind dazu da, sie zu stellen, sagte ihr Vater immer –, fand Dorotheas Familie in ihrer bedingungslosen Religiosität gleichermaßen faszinierend und befremdend.

Als sie mit Dorothea zur Schule gegangen war, noch bevor sie ihrem Vater den Haushalt führte, hatte sie Dorothea mittags oft nach Hause begleitet und dort mit ihr gegessen. »Meine

arme kleine Halbwaise«, sagte Frau Leder zu ihr – *Tante Marthe*, wie Rosalie sie nannte. »Du bist hier immer willkommen.« Auch heute besuchte Rosalie die Leders oft, sie setzte sich zu ihnen, wenn sie abends ihre Hausandachten hielten, hörte zu und ließ sich in die Frömmigkeit fallen wie in ein weiches Bett.

Gott war der Maßstab, nach dem sich in der siebenköpfigen Familie alles richtete, und Gott, darin waren sich Dorotheas Eltern und der Rest der Gemeinde einig, hielt nichts vom Bücherlesen, sofern es sich nicht um die Heilige Schrift oder zumindest um Gebetbücher handelte. Natürlich kannten sie die Leidenschaft ihrer Tochter, ihre schändliche Schwäche, wie sie es nannten, und versuchten sie einzudämmen, abzuwehren, wo immer es ging. Ihr Vater drohte, und ihre Mutter beschwor sie, und Dorothea versprach Besserung, aber nachts, wenn alle schliefen, setzte sie sich auf die Stufen vor dem Haus und las im Schein der Gaslaterne.

Rosalie zuckte mit den Schultern. »Dabei passt eines wunderbar ins andere. Mit dem Geld, das du verdienst, könntet ihr ein Dienstmädchen bezahlen, damit wäre allen geholfen.«

Dorothea starrte auf ihre Schuhe, die unter dem verblichenen Rock zum Vorschein kamen und deren Spitzen nach oben gebogen waren wie die Schuhe eines Harlekins. »Es ist ganz und gar hoffnungslos«, sagte sie düster. »Und dann ausgerechnet bei Herrn Kirschbaum.«

Rosalie wusste, was sie damit meinte, jeder in Elberfeld hätte es gewusst. Herr Kirschbaum war ein kleiner Mann, rundlich und um die vierzig, ein Jude, aber das war nicht einmal das Schlimmste. Er war seltsam, ohne Frau und Kinder hauste er in einer kleinen Kammer hinter der Leihbibliothek. Man sah ihn selten auf der Straße, und wenn er seinen Laden einmal verließ, dann ging er schnell und mit gesenktem Kopf, den Hut tief ins Gesicht gezogen. Er murmelte vor sich hin, immerzu, ganz egal, ob Leute im Laden waren oder nicht. »Kirschbaum«, murmelte er. Er redete sich selbst mit seinem Nachnamen an, auch das

war seltsam. »Kirschbaum, die neue Lieferung muss noch aufgeschnitten werden, dass du es nicht wieder vergisst.« Es war ihm ganz egal, ob man ihm dabei zuhörte, er machte sich nichts aus anderen Leuten.

Dorothea hatte recht, es war undenkbar, dass ihre Eltern sie für diesen Mann arbeiten ließen. Auch wenn er mit Kartoffeln oder Eiern statt mit Romanen gehandelt hätte, sie würden niemals einwilligen.

Rosalie sah ihre Freundin an, ihr rundes, trauriges Gesicht unter dem straff zurückgekämmten Haar. Sie hätte sie so gerne getröstet, aber ihr fiel beim besten Willen nichts Aufmuntern-des ein, nichts, was sie ihr hätte raten können. Plötzlich kam ihr die Apotheke wieder in den Sinn, die braungelben Gläser in Reih und Glied, die immer so aussahen, als warteten sie auf sie. Aber jetzt gab es einen neuen Apotheker und außerdem war es ohnehin ein dummer, aussichtsloser Traum. Bei Dorothea ist es die Bibliothek und bei mir die Apotheke, dachte sie, und eines ist so vergebens wie das andere.

»Ich muss los«, sagte Dorothea. Sie hob ihre beiden randvollen Eimer an und stellte sie ihn ihren Leiterwagen. Dabei schwappte ein Teil des Wassers über den Rand und färbte die Pflastersteine dunkel. »Wir sehen uns morgen.«

Am Mittwochabend kam Fuhlrott zu Besuch, obwohl er gewöhnlich nur donnerstags oder montags kam. Er trug einen zerschlissenen braunen Lederkoffer an Rosalie vorbei durch die Diele und legte ihn so behutsam auf den Esstisch, als wäre er zerbrechlich.

Rosalie und ihr Vater sahen ihm dabei zu, wie er den Deckel aufklappte. Der Koffer war mit einem Leintuch ausgelegt, auf dem vergilbten Stoff lagen bräunliche Gebeine. Lange robuste Knochen mit dicken Wülsten an den Enden, ein größeres, scharfkantiges Fragment, der obere Teil eines Schädels, ein paar kleinere Knochenstücke.



Gina Mayer

Das Medaillon

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, 560 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35176-9

Diana

Erscheinungstermin: September 2007

Das neue historische Meisterstück nach dem erfolgreichen Debüt »Die Protestantin«

Die Entdeckung der Neandertalerknochen 1856 sorgt in der pietistischen Kleinstadt Elberfeld für Aufsehen. In jener Zeit träumen auch die beiden Freundinnen Rosalie und Dorothea von einem Leben jenseits der strengen Tabus ihrer Erziehung.

Und tatsächlich: Rosalie beginnt als Apothekersgehilfin zu arbeiten, während Dorothea heimlich in der Leihbücherei aushilft. Doch schon bald sind beide in leidenschaftliche Affären verstrickt.

Und nicht alle in der Stadt sind damit einverstanden, dass Frauen ihre eigenen Wege gehen

... 150 Jahre später stößt ein archäologisches Forscherteam erneut auf Knochen. Nora, eine Expeditionsteilnehmerin, findet bei dem Skelett ein Medaillon. Je mehr sie über das Schmuckstück herausfindet, desto enger scheint ihr Schicksal mit dem der Toten verknüpft.

- Mitreißend spannend und detailgenau recherchiert
- Drei Frauen gehen mutig ihren Weg in der Wissenschaft und in der Liebe



[Der Titel im Katalog](#)